

Feuilleton



TARIFVERHANDLUNGEN

915 Euro mehr Mindestgage

ULRICH SEIDLER

In der Pressemitteilung der Künstlergewerkschaften GDBA, VdO und BFFS ist nach dem Abschluss der Tarifverhandlungen mit dem Bühnenverein die Rede von einem „historischen gemeinsamen Erfolg“. GDBA-Präsidentin Lisa Jopt spricht am Telefon von einem „Hammer“ und trifft den Nagel auf den Kopf: 1991 wurde die Mindestgage für Schauspielerinnen und Schauspieler öffentlich getragener Theater eingeführt. Sie lag damals bei 2400 DM (ca. 1230 Euro) und wurde in den nächsten dreißig Jahren kleckerweise um 770 Euro auf 2000 Euro erhöht. Nach dem neuen Manteltarifvertrag der per Normalvertrag-Bühne-Angestellten (künstlerisches Personal und Ensemblemitglieder) erfolgt im kommenden Jahr eine Erhöhung um 915 Euro.

715 Euro davon kamen zustande, indem man die Erhöhung der Mindestgage proportional an die Erhöhung des gesetzlichen Mindestlohns seit 2018 angepasst hat. Der stieg von 8,48 auf 12 Euro, also um etwas mehr als 35 Prozent. Dazu kommt eine Erhöhung um 200 Euro für alle NV-Beschäftigten im dritten Jahr. Außerdem soll die neue Mindestgage an die Tarifierhöhungen im öffentlichen Dienst gekoppelt werden, um diese Dynamik haben die Künstlergewerkschaften seit 30 Jahren gekämpft.

Der Bühnenverein geht damit ein ziemliches Risiko ein, denn ob die Kosten durch die Rechtsträger aufgefangen werden, ist zweifelhaft. Möglicherweise muss man also Stellen streichen oder am künstlerischen Etat sparen. Und doch ist damit für Lisa Jopt das Ende der Fahnenstange nicht erreicht. Die NV-Bühne-Verträge, die das Herzstück des Stadttheatersystems bilden, müssen dringend reformiert werden. „Wir behalten vor allem die Gagen der Freischaffenden im Blick, als nächstes nehmen wir uns die irren Arbeitszeiten vor und dann die sozial nicht hinnehmbare Praxis der Nichtverlängerung aus künstlerischen Gründen.“

Mit guten Argumenten und offensiver Öffentlichkeitsarbeit bringt Lisa Jopt, Mitgründerin und Ex-Vorsitzende des Ensemble-Netzwerks, mehr als eine neue Farbe an den Verhandlungstisch. Sie stresst das Stadttheatersystem, das nach der Pandemie ohnehin mit einem Publikumsschwund und einem Relevanzproblem zu kämpfen hat. Es ist gut, wenn man die Krise nicht auf die Buckel der Kunstschaffenden lädt, sondern sich auf sie als das Herzstück des Theaters besinnt.



Lisa Jopt, die neue Präsidentin des GDBA ANNA SPINDELNDREIER

Erst gefeiert, dann erschossen

Übersetzer Alexander Kratochvil über Walerjan Pidmohlynyj und seinen Roman „Die Stadt“

Die Stadt Kyjiw ist Ort und Heldin zugleich, wird erobert und gesperrt sich dagegen in dem Roman „Die Stadt“ von Walerjan Pidmohlynyj, erstmals erschienen 1928. Jetzt erst gibt es das Buch auf Deutsch, am Freitag liest Joachim Król daraus. Für die Ukraine gehört das Werk zu den Schlüsseltexten, um Geschichte und Mentalität zu verstehen, der Autor allerdings fiel dem Stalinismus zum Opfer. Wir sprachen mit Alexander Kratochvil, der das Übersetzerkollektiv des Buches leitet.

Herr Kratochvil, von einem Jahrhundertroman ist im Zusammenhang mit Walerjan Pidmohlynyjs „Die Stadt“ die Rede. In der Ukraine wird er in den Schulen gelesen. Wie ist er nach Deutschland gelangt?

Der unmittelbare Anlass war, dass es an der Humboldt-Universität ein Seminar zur ukrainischen und osteuropäischen literarischen Moderne gab, das Susanne Frank als Professorin initiiert hat. „Die Stadt“ gehörte als erster moderner urbanistischer ukrainischer Roman einfach dazu. Interessanterweise schrieb Pidmohlynyj nicht von Charkiw, das damals die Hauptstadt war, sondern von Kyjiw, der alten Metropole der Ukraine. Aber das Buch war nicht ins Deutsche übersetzt, was wir damals schade fanden.

Was heißt „wir“ in dem Fall?

Wir Teilnehmer, ich saß auch in dem Seminar. Ich bekam für das folgende Semester einen Lehrauftrag zur Theorie und Praxis des Übersetzens in der Slawistik. Die praktischen Beispiele habe ich dann aus diesem Roman genommen. Das bot sich auch deshalb an, weil es „Die Stadt“ in russischer und englischer Fassung gab, sodass man mit Vergleichen arbeiten konnte. Weil ein Semester nicht ausreicht, gab es dann noch eine Fortsetzung mit denen, die an dem Stoff und der Übersetzungsarbeit interessiert waren. Es blieben dann noch drei Leute übrig, mit denen ich es auch zu Ende bringen wollte – was nur möglich war, weil es der Guggolz-Verlag in Berlin auch veröffentlichen wollte.

Wie kommt es, dass so ein wichtiges Buch erst regelrecht entdeckt werden musste? Mit dem Krieg kann das ja noch nichts zu tun gehabt haben.

Ukrainische Literatur und Sprache fand bisher in der Slawistik so gut wie gar nicht statt. Das hat sich etwas mit dem Maidan und dem nachfolgenden Krieg geändert. Aber gezeigt hat sich das eher darin, dass Gastwissenschaftler eingeladen worden sind oder es Lehraufträge gab. Das ist eigentlich ein Unding: Es ist die zweitgrößte slawische Sprache, es ist das größte europäische Land. Aber man hat es nicht gesehen, weil man immer nur nach Russland guckte.

Kann der Roman heute helfen, etwas von den Argumenten zu entkräften, die für diesen Krieg aufgeföhren werden? Putin zweifelt das Existenzrecht der Ukraine ja historisch an.

Das fängt damit an, dass der Autor Walerjan Pidmohlynyj aus dem Donbass stammt. Der Donbass ist eine alte ukrainische Kulturlandschaft, die erst zu Sowjetzeiten massiv russifiziert worden ist. Übrigens stammt auch der jetzt mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnete ukrainische Autor Serhij Zhadan aus dem Donbass.

Können Sie etwas zur „Ukrainisierung“ sagen, die in dem Roman wie ein Schlagwort auftaucht?



Der ukrainische Schriftsteller Walerjan Pidmohlynyj (1901–1937) GUGGOLZ VERLAG

ZUR PERSON



Alexander Kratochvil, geboren in München, lebt in Berlin. Er studierte in München, Freiburg, Brno und Lwiw. Er schrieb seine Dissertation über ukrainische Literatur der 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts und ist Lehrbeauftragter an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist der Übersetzer der Werke von Oksana Sabuschko und Jurij Wynnyschuk.

Walerjan Pidmohlynyj: Die Stadt. Guggolz Verlag, Berlin 2022. 416 Seiten, 26 Euro

Lesung: Freitag, 1. 7., 16 Uhr, Park der Villa Jacobs in Potsdam

Kyjiw war seit Peter dem Großen eine imperiale russische Stadt, auch noch nach dem Ersten Weltkrieg. Dann aber gab es in den Zwanzigerjahren eine Nationalitätenpolitik, die den Zusammenhalt der Sowjetunion stärken sollte, weil das Reich drohte auseinanderzufallen. Man wollte den Nationen in der Union der Sowjetrepubliken kulturelle und sprachliche Rechte zubilligen, um sie zu halten. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden in Mittel- und Osteuropa zahlreiche Staaten aus den Territorien ehemaliger Imperien. So gab es auch einen ukrainischen Staat zwischen 1917 und 1921. Die Ukrainisierung in der Sowjetunion bedeutete, dass es in der Presse, im Schulwesen, im gesamten öffentlichen Leben regelrechte Quoten gab, nach denen Ukrainisch zu fördern war. Und so sind junge Leute vom Land, die ukrainischsprachig waren, in die Städte geströmt. So einer ist der Stepan, der Held des Romans – und das hat auch mit Pidmohlynyjs eigener Biografie zu tun.

Walerjan Pidmohlynyj kam vom Land, schreibt als Vertreter der neuen Zeit einen ukrainischen Roman – wie kommt es, dass er 1937 im Gulag erschossen wurde?

Ende der Zwanzigerjahre gab es einen Umschwung in der Politik: Im Zusammenhang mit der Kollektivierung der Landwirtschaft und der Industrialisierung wurde die Nationalitätenpolitik wieder sehr zurückgefahren und die Medien wurden gleichgeschaltet. Das Ukrainische war damit nicht verboten, aber einer, der das so prominent vertreten hat, passte dann nicht mehr in die Zeit.

Was war sein Verbrechen?

Ihm wurde die Gründung und Leitung einer nationalistischen, terroristischen Literaturvereinigung vorgeworfen. In der Gleichschaltung des kulturellen Lebens gab es dann nur noch einen sowjetischen Schriftstellerverband. Andersdenkende wurden verfolgt, Verhaftungen und auch Erschießungen betrafen nicht nur

Pidmohlynyj, sondern fast die gesamte ukrainische Intelligenz in der Zeit.

Der Roman spielt im Kyjiw des Jahres 1925. Hat die Stadt ihren Charakter behalten?

Nur zum Teil. Den Chreschtschatyk, diese Hauptstraße, wo der Held auch ein paar Mal in ein Café geht, gibt es zwar noch, aber er sieht ganz anders aus. Das Stadtzentrum wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und dann wie viele andere mit diesen Stalinbauten hergerichtet. Was man erkennen kann, ist die hügelige Struktur der Stadt mit viel Grün, auch manche Denkmale und das Goldene Tor. Und Podil am Dnipro-Ufer, was in den 20er-Jahren ziemlich heruntergekommen war, wurde inzwischen zu einem angesagten Ausgehviertel.

Weshalb schreiben Sie Dnipro und nicht Dnjepr, Kyjiw und nicht Kiew?

Die Ortsnamen und topografischen Bezeichnungen sind – überspitzt formuliert – ein Spiegelbild der Übernahme russischer und sowjetischer Sicht durch Deutschland im 20. Jahrhundert. Dessen sollte man sich bewusst werden. Denn anders als bei Prag – Praha, Moskau – Moskwa, wo es sich sozusagen um deutsche Übersetzungen des entsprechenden Toponyms handelt, ist eben Kiew oder Dnjepr die russische Bezeichnung (und Übersetzung ins Deutsche) für einen ukrainischen Ort. Dann kann man doch lieber – wenn man jetzt so viel über Benennungsgerechtigkeit diskutiert – lieber den ukrainischen Namen verwenden, nämlich Kyjiw und Dnipro.

Was wissen Sie über das Schicksal des Buches „Die Stadt“?

Es stand in den Bibliotheken der Sowjetunion im Giftschränk. Auch noch, als Pidmohlynyj in der Tauterperiode rehabilitiert wurde. Erst 1991 konnte es wieder erscheinen.

Gibt es noch mehr von dem Autor zu entdecken? Er hatte ja nicht viel Zeit zum Schreiben.

Er war 36, als er erschossen wurde. Und er hat nicht nur selbst geschrieben und war Redakteur einer Zeitschrift, sondern hat auch französische Autoren ins Ukrainische übersetzt. Es gibt noch einen weiteren Großstadt-Roman von ihm, mit einer weiblichen Heldin. Außerdem hat er mehrere erzählende und essayistische Texte über den Krieg und über die Anarchisten geschrieben.

Werden Sie jetzt überschüttet mit Anfragen, aus dem Ukrainischen zu übersetzen?

Da gibt es einiges. Aber es sind meistens kürzere Texte für Zeitungen. Ein Buch von einem jüngeren Autor, Artem Tschech, habe ich jetzt übersetzt, das erscheint im Herbst, „Nullpunkt“. Es ist ein fiktives Tagebuch über seine Zeit als Wehrpflichtiger bei Luhansk. Nun musste er wieder an die Front. Mich erstaunt schon, dass in den großen Verlagen viel Zurückhaltung gegenüber ukrainischer Literatur herrscht. Spätestens jetzt wäre der richtige Zeitpunkt, das zu ändern. So viele Frauen mit Kindern fliehen vor dem Krieg hierher, die werden zum Teil auch bleiben: Es wäre gut, sie über die Literatur besser zu verstehen und nicht weiter den Stereotypen zu vertrauen, die durch die russische Brille verbreitet wurden.

Das Gespräch führte Cornelia Geißler.

Einigung mit Nigeria

Umgang mit den Benin-Bronzen geregelt

Deutschland und Nigeria haben sich über den Umgang mit den als koloniales Raubgut geltenden Benin-Bronzen in deutschen Museen verständigt. Außenministerin Annalena Baerbock und Kulturstaatsministerin Claudia Roth (beide Grüne) werden nach Informationen der Deutschen Presse-Agentur am Freitag in Berlin mit ihren nigerianischen Amtskollegen eine Absichtserklärung unterzeichnen, die den Weg für die Eigentumsübertragungen der wertvollen Kunstobjekte freimacht.

Die Unterzeichnung ist im Auswärtigen Amt geplant. Für die nigerianische Seite sollen Kulturminister Lai Mohammed und der Staatsminister für Auswärtige Angelegenheiten, Zubairo Dada, dabei sein.

Zwei Bronzen aus den Berliner Beständen sollen direkt im Anschluss übergeben werden. Etwa 1100 der kunstvollen Bronzen aus dem Palast des damaligen Königreichs Benin, das heute zu Nigeria gehört, sind in rund 20 deutschen Museen zu finden. Die Objekte stammen größtenteils aus den britischen Plünderungen des Jahres 1897.

Museen und politisch Verantwortliche in Deutschland hatten über viele Jahrzehnte Gespräche über konkrete Vereinbarungen für Übertragungen oder gar Rückgaben vermieden. Im vergangenen Jahr hatten Vertreter von Bund, Nigeria und Museen dann die Rückübertragung der Eigentumsrechte angekündigt.

Über die umfangreichsten Sammlungen verfügen das Linden-Museum in Stuttgart, das Museum am Rothenbaum (Hamburg), das Rautenstrauch-Joest-Museum (Köln), das Völkerkundemuseum Dresden/Leipzig sowie das Ethnologische Museum Berlin. Diese fünf Häuser sind bisher an der geplanten Eigentumsübertragung beteiligt.

Museen können nicht einfach Objekte aus ihren Beständen weggeben. Deswegen haben sie dafür in der Vergangenheit bereits von einzelnen Trägern grünes Licht bekommen. In dieser Woche machte der Stiftungsrat der von Bund und Ländern getragenen Stiftung Preußischer Kulturbesitz den Weg frei für die Rückführung noch in diesem Jahr. Objekte sollten „so zügig wie möglich“ nach Nigeria gegeben werden.

Mit den Partnern in Nigeria wurde bisher besprochen, welche und wie viele Objekte nicht nur übertragen, sondern auch zurückgegeben werden und was in Deutschland bleiben kann – dann als Leihgabe.

Eine konkrete Auswahl ist noch nicht getroffen. Die Objekte, die nicht als Leihgabe vorgesehen sind, sollen in Abstimmung mit der nigerianischen Seite rasch nach Nigeria gebracht werden. (dpa)



Eigentumsfrage geklärt: Gedenkköpfe aus dem Königreich Benin DPA